

Mythen und Mörder bei Mondschein

GRUSELGESCHICHTEN FÜR'S LAGERFEUER

Werner Lutz regte 1996 im Pfingstlager am Faider "Bohnertkump" an, die am abendlichen Lagerfeuer der DPSG Kaisersesch entstandenen Gruselgeschichten einmal aufzuzeichnen - daraus entstand diese Sammlung. Viele Elemente der Handlungen sind aus anderen Sagen, Büchern, Krimis und Kurzgeschichten und Filmen "entliehen" - den unzähligen Ideengebern sei dafür gedankt!

Will man eine Lagerfeuerrunde mit einer der Geschichten unterhalten, wäre es verkehrt, diese einfach vorzulesen. Einiges sollte vom Erzähler an das Zeltlager und an seine Zuhörerschaft angepasst werden. Hinweise dazu finden sich jeweils nach den einzelnen Geschichten.

Franz-Josef Knöchel

Inhalt

Die Schiefergruben-Marie	1
Eine ungewöhnliche Wette	4
Ein geheimnisvoller Spiegel	6
Lügen haben kurze Beine	9
Mord ohne Waffe	11
Die Legende vom roten Auto	14

Die Schiefergruben-Marie

In der Zeit unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg florierte letztmalig der Schieferbergbau in der Eifel. Eines der Zentren waren die Gruben, die auch heute noch zwischen Laubach, Müllenbach und Leienkaul gelegen sind. Viele Arbeiter und Tagelöhner fanden dort eine Anstellung, um ihren durch Krieg, Inflation und allgemeine Not ständig bedrohten Lebensunterhalt zu verdienen.

Da die Gruben fast unmittelbar an der Bahnlinie Andernach-Gerolstein lagen, auf der damals mit schweren Dampflokomotiven der abgebaute Schiefer transportiert wurde, kamen auch viele Männer von weiter her, um die nicht ungefährliche - aber dennoch schlecht bezahlte - Arbeit aufzunehmen.

Vor allem auch aus Gegend "hinter der Elz" um Mayen und Mendig machten sich jeden Montag einige Männer auf, um über die Woche genügend Geld für Nahrung, Kleidung und das Nötigste für die Familie zu verdienen.

Einer von diesen Männern war Johann Schlicht aus Bell. Er hatte seine Frau und zwei hungrige Kinder zu ernähren und galt als umsichtiger und gewissenhafter Mann. Nie wurde er Samstags mittags mit den anderen Arbeitern gesehen, die den soeben ausgezahlten Lohn in einer Schenke für ein paar Bier dem Wirt über den Tresen reichten oder beim Skat oder "Sibbeschräm" verspielten.

Johann Schlicht bediente sich eines Tricks, der zu dieser Zeit üblich war, um "schwarz" ans Ziel zu gelangen und den Fahrpreis zu sparen. Dieser betrug nämlich für seine Strecke mehr als einen halben Tageslohn.

Er wartete an jedem Wochenbeginn in aller Frühe neben den Gleisen an einer Stelle, an der der schwere Zug wegen einer Steigung nur mit Schrittgeschwindigkeit fahren konnte. Von der langsam entschwindenden Dunkelheit geschützt lag er dann am Bahndamm und erwartete das Knirschen und Zirpen der Gleise und das Nahen der rhythmischen Zischgeräusche der Lok, um sich dann flugs zwischen die Bahngleise zu legen. War dann der Zug über ihm, galt es, sich geschickt und schnell an einem Teil der Achse oder einem Rohr am Unterboden der Waggons festzuhalten und dann so bis zum Zielort zu verharren.

Wieviel Kraft dabei für eine Strecke von fast 30 Kilometern vonnöten ist, kann man sich nur schwerlich vorstellen. War das Ziel erreicht, so ließ er sich an einer Stelle, wo der Zug anhielt oder langsam fuhr, dann wieder auf die Gleise fallen und setzte seinen Weg zur Arbeit zu Fuß fort.

Da aber das Schwarzfahren schon damals nicht gerne gesehen wurde und sich – gerade in schlechten Zeiten – immer mehr Menschen auf diese Art "auf die Reise machten", hatten auch die Zugschaffner ihre Methoden, sich der unliebsamen Passagiere zu entledigen. Meist wurde ein schweres Werkzeug – ein Schraubenschlüssel, ein Hammer oder eine Zange – an ein langes Seil gebunden und vom ersten Waggon aus zwischen den beiden Gleisen langsam unter den Wagen herabgelassen. Mit lautem Krachen schlug dieses Gewicht dann zwischen Schotter und Bahnschwellen und dem stählernen Wagenboden hin und her.

Schon einige Male waren Männer auf diese Weise von einem Werkzeug getroffen und verletzt worden, konnten sich aber trotz Schrammen, Beulen oder sogar Knochenbrüchen und bösen Fleischwunden festhalten und die Fahrt fortsetzen. Schwer getroffen loszulassen, bedeutete fast immer den sicheren Tod unter den Rädern der Waggonen.

Am Morgen des 17. April 1923 hatte Johann Schlicht Pech. Der Schraubenschlüssel eines Schaffners traf ihn auf der Strecke zwischen Monreal und Urmersbach mehrmals heftig an Brust und Armen. Nur mit letzter Kraft konnte sich Schlicht noch bis zum Bahnhof in Laubach festhalten, wo er dann erschöpft und schwer verletzt auf die Gleise fiel. Als der Zug weiterfuhr entdeckten ihn dann einige Männer, zogen ihn von den Gleisen und beratschlagten, was sie mit ihm tun sollten.

"Arbeiten geht der Johann diese Woche bestimmt nicht mehr!", sagte einer der Tagelöhner, der ihn erkannt hatte und damit begann, Schlichts Wunden notdürftig zu verbinden.

"Aber liegenlassen können wir ihn auch nicht und für ein Bett im Wirtshaus hat er kein Geld.", erwiderte ein anderer, "Außerdem müssen wir alle auch allmählich in die Gruben um unser Geld zu verdienen, können uns also nicht mehr lange Gedanken machen, was wir tun sollen!"

"Warum bringen wir ihn dann nicht zur Marie?!", schlug ein Dritter vor. Und alle hielten dies für die beste Lösung, um Johann Schlicht einerseits loszuwerden, ihn andererseits aber auch nicht unversorgt im Stich zu lassen.

Marie Köhler lebte außerhalb der Ortschaft Leienkaul in einer armseligen Hütte am Rande der Grube Colonia. Vor drei Jahren hatte die junge Frau ihren Mann verloren, der bei einem Stollenbruch verschüttet wurde und nur noch tot geborgen werden konnte. Von dem wenigen ersparten Geld und mit Zuwendungen einer Art "Unfallkasse" der Schiefergrube – in der fast alle Arbeiter einen kleinen Teil des Lohnes einzahlten, um im Unglücksfall die eigene Familie ein wenig abzusichern – hatte sie sich ein Dutzend Schweine gekauft und die kleine Hütte mit einem Garten.

Sie lebte mehr schlecht als recht davon, ihre Schweine zu mästen und auf dem Wochenmarkt in Kaisersesch feilzubieten. Ihren kleinen Garten bestellte sie mit Kartoffeln, Kohl, Bohnen und anderem Gemüse und war in ständiger Not, genügend Futter für ihr Vieh aufzutreiben. Viele Arbeiter hatten noch ihren Mann gekannt und hatten Mitleid mit ihr. Obwohl sie noch recht jung war und keineswegs hässlich, lehnte sie aber alle Männer ab, die mit ihr eine Beziehung eingehen wollten. Auch fortgehen wollte Sie nicht.

"Ich hänge an den Gruben. Hier habe ich meinen Mann kennengelernt, hier arbeitete er und fand auch hier den Tod. Ich kann von hier nicht weg.", sagte sie oft.

Nicht selten kam es vor, dass man der Marie für ihre Schweine Futtermittel mitbrachte: Abfälle, Strünke von Rüben, Kartoffelschalen oder einen Sack mit verdorbenem Getreide. Oft hörte man dann das Mahlen ihres Häckslers – indem sie das Schweinefutter zu einem unansehnlichen, stinkenden Gemisch zerkleinerte – über das ganze Tal der Grube Colonia. Es war eine schwere Arbeit für die zierliche Frau, das große Schwungrad des Häckslers anzutreiben, vor allem dann, wenn sie vom Schlachter des Ortes wieder einmal eine Unmenge von Viehknochen geschenkt bekommen oder für wenig Geld erstanden hatte.

"Na gut, bringt ihn herein!", antwortete sie nach kurzem Zögern den Männern, die frühmorgens mit dem verletzten Johann Schlicht vor ihr standen und sie darum baten, solange für ihn zu sorgen, bis er wieder auf die Beine käme. Man verabredete ein Entgelt aus der "Unfallkasse" für sie, welches ihr für ihre Pflege des Verletzten nachmittags von einem Arbeiter gebracht wurde.

Johann Schlicht erholte sich zusehends. Bereits am zweiten Tage stand er auf und konnte ein paar Schritte laufen, obwohl ihm die gebrochenen Rippen und die lädierte Schulter große Schmerzen bereiteten. Wiederholt bedankte er sich bei der Schiefergruben-Marie für ihre Hilfe.

"Ist doch selbstverständlich, einander zu helfen. Gerade in solchen Zeiten!", antwortete sie ihm bescheiden.

"Gerade in solchen Zeiten ist es das eben nicht! Kaum einer hat genug Auskommen um für sich und seine Familie zu sorgen. Und Du kümmerst Dich auch noch um einen Wildfremden, der durch eigenes Verschulden in Not geriet!"

"Ja, ja, die Zeiten sind schon schlecht. Ich weiß manchmal kaum, wie ich meine Schweine die Woche über ernähren soll. Erst letzten Monat sind mir zwei Ferkel aus einem Wurf einfach verhungert, weil ich

kein Futter hatte. Und ich kann doch nicht mein gutes Gemüse ernten, um es den Schweinen zu verfüttern!", klagte sie.

"Du tust mir leid. Wenn ich nur könnte, würde ich dir gerne weiterhelfen um mich zu revanchieren. Dennoch hoffe ich, dass ich zum Ende der Woche wieder nach Hause zu meiner Familie kann. Die werden einen Schrecken bekommen, wenn sie sehen, dass ich verletzt und ohne den erwarteten Wochenlohn auftauche. Wenn es mir besser geht, werde ich mich bestimmt für Deine Hilfe erkenntlich zeigen!", meinte Johann Schlicht ehrlich.

"Wir werden sehen", sagte die Schiefergruben-Marie ruhig.

Als sich am nächsten Montag die Arbeiter frühmorgens vom Bahnhof aus auf den Weg in die Gruben machten, fragte ein Tagelöhner, der auch aus der Nähe von Mendig war, was denn nun aus Schlicht geworden sei.

"Ich war am Freitag noch bei der Marie. Er sah schon viel besser aus und wollte nachmittags nach Hause aufbrechen. Sie scheint ihn gut gepflegt zu haben.", meinte einer.

"Aber seine Frau macht sich große Sorgen, weil er bis Sonntag abend noch nicht nach Hause kam. Ihr kennt ihn doch alle. Das ist nicht seine Art!", erwiderte der erste nachdenklich.

"Wir können ja mal bei der Marie nachfragen, ob sie etwas weiß!", schlug jemand vor und man ging auf dem Weg zur Grube bei dieser vorbei.

Schon von weitem hörten die Männer das schwere Mahlen des Häckslers, als sie sich der Hütte Mariens näherten. Je näher sie kamen, desto schlimmer wurde auch der Gestank, der von ihrem frisch gemahlten Futter ausging. Sie selbst stand schwitzend und mit hochrotem Kopf an der Maschine und trieb das schwere Schwungrad an.

"Nein. Ich weiß auch nicht, wo der Johann abgeblieben ist, " antwortete sie auf die Fragen der Männer, "Er hat sich Freitag nachmittag auf den Heimweg gemacht. Unvernünftig fand ich nur, dass er sich erneut unter einen Waggon hängen wollte, wo er doch noch an seinen Verletzungen litt."

"Hoffentlich ist ihm nichts passiert!", rief einer der Arbeiter.

"Ich bot ihm sogar an, ihm das Geld für die Zugfahrt vorzustrecken, aber er lehnte ab. 'Ich habe eh nichts verdient in dieser Woche', meinte er zu mir. Hätte ich doch nur...", schluchzte jetzt die Schiefergruben-Marie auf.

Die Männer sagten ihr, dass sie die allerletzte sei, die sich wegen Johann Schlicht Vorhaltungen machen müsse. Mehrere von ihnen hatten nun ein schlechtes Gewissen, weil sie sich nicht selbst um ihren Kollegen und dessen sichere Heimfahrt gekümmert hatten.

Johann Schlicht blieb verschwunden. Alle Nachforschungen nach seinem Verbleib blieben erfolglos. Selbst die Gendarmerie, die die gesamte Bahnstrecke zwischen Laubach und Mendig absuchte, fand keine Spur von ihm.

Obwohl er nicht für tot erklärt wurde, wurde seine Familie aus der gemeinsamen Kasse der Arbeiter bedacht, so dass sie für die ersten Monate nach Schlichts Verschwinden versorgt war. Ein gutgestellter und verwitweter Kaufmann aus Niedermendig nahm sich später der Familie an.

Über ein Jahr später - als das Verschwinden des Tagelöhners schon fast in Vergessenheit geraten war - geschah etwas seltsames: Eine Frau aus Hambuch bei Kaisersesch fand in einer Wurst, die sie für das Essen ihrer Familie zubereiten wollte, einen einfachen Goldring und brachte diesen - ehrlich wie sie war - zu dem Metzger. Sie dachte, er habe den Ring bei der Arbeit verloren, so dass er in die Wurst geriet - und hoffte natürlich insgeheim auch auf einen Finderlohn. Aber der Metzger teilte ihr mit, dass der Ring nicht von ihm sei und auch niemand seiner Helfer einen solchen vermisste.

"Aber das wird sich schon noch herausfinden lassen, wem der Ring gehört. Auf der Innenseite ist nämlich eine Gravur. Bestimmt ein Hochzeitsdatum!", meinte er.

Gemeinsam sahen sie sich den Ring genauer an und entzifferten die Gravur: " Sophie, 10. Juli 1917 ". Es war also ein Hochzeitsring; schwer dürfte es wohl nicht sein, den rechtmässigen Besitzer durch eine Nachfrage auf der Amtsstube herauszufinden und so begaben sich der Metzger und die Hambucher Frau einen Tag später gemeinsam nach Kaisersesch.

"Also hier finde ich keine Trauung. Weder an diesem Datum, noch mit einer 'Sophie' als Braut.", beschied ihnen der Amtmann, der lange in den Akten der einzelnen Gemeinden nachgeschlagen hatte, aber nichts finden konnte, was auf den Besitzer des Ringes schließen ließ, "Da der Ring aber nun mal als Fundsache hierher gebracht worden ist, bleibt er auch solange hier, bis ich aus den Nachbarkreisen die Bestätigung erhalten habe, dass er auch dort nicht vermisst wird. Nach dieser Frist gehört er dann entweder euch oder der rechtmässige Besitzer, falls er sich auftreiben lässt, hat euch einen Finderlohn zu zahlen."

Der Amtmann gab ordnungsgemäß Nachfragen an die Kreise Daun, Zell, Mayen und Simmern weiter und schon nach wenigen Tagen war einer seiner Kollegen im Mayener Standesamt fündig geworden: Am 10. Juli 1917 hatte nämlich dort ein junges Paar - Sophie Mayer und Johann Schlicht - den Ehebund geschlossen...

Als die Nachricht über den rechtmäßigen Besitzer in Kaisersesch eintraf, alarmierte man von der Amtsstube aus sofort die Polizei, da man sich an den Namen des Vermissten noch gut erinnerte.

Die Nachforschungen der Kriminalgendarmen, die aus Cochem hinzugezogen wurden brachten dann recht schnell Aufklärung in das rätselhafte Geschehen. Der Metzger gab an, dass er die betreffende Wurst aus drei Schweinen gefertigt habe, die er eine Woche vorher an einem Stand auf dem Wochenmarkt gekauft hatte.

Er wusste dies deshalb noch so genau, weil er meist an diesem Stand kaufte, denn er bekam dort immer gutes Vieh zu guten Preisen. Auch die Besitzerin dieses Standes war ihm wohlbekannt.

Es war der Stand der Schiefergruben-Marie.

Mit den Beweisen konfrontiert, gestand die sofort festgenommene Marie Köhler noch am Abend des selben Tages, Johann Schlicht mit einer Schaufel erschlagen und seinen Leichnam mit dem Häcksler zu Schweinefutter verarbeitet zu haben. Verhöre, Zeugenbefragungen und Untersuchungen waren schnell abgeschlossen, konnten jedoch kein Licht in zwei weitere Vermisstenfälle geben, die man nun mit der Schiefergruben-Marie in Zusammenhang brachte. Noch im selben Monat wurde ihr in Koblenz der Prozess wegen Mordes gemacht.

Am 18. September 1924 wurde die Marie Anna Köhler, geboren am 27. Juni 1895 und genannt "Schiefergruben-Marie", entsprechend dem Urteil des Koblenzer Gerichtes wegen Mordes mit dem Fallbeil hingerichtet.

* * * * *

Besonders, wenn ein Zeltlager in einer fremden Gegend stattfindet, lässt sich aus dem Rahmen dieser Geschichte eine "ortstypische" Gruselstory stricken. Aus den Schiefergruben wird dann ein Moor, eine Kohlengrube oder ein Salzwerk in den Bergen. Auch der Zeitraum der Handlung sollte entsprechend verändert werden; "Vor genau 75 Jahren geschah es hier, dass...", ist sicher der ideale Einstieg.

Da der Tod des Johann Schlicht nicht gerade der alltäglichste ist, sollte man diese Geschichte vielleicht nicht unbedingt den Allerjüngsten um Mitternacht erzählen!

Eine ungewöhnliche Wette

Die Geschichte trug sich zu, als ich im letzten Jahr in der französischen Bretagne Urlaub machte. Bei schönem Wetter lagen meine Freundin Manuela und ich am Strand vor unserem Hotel und sonnten uns. Durch die Urlaubsträgheit, die wir uns bereits nach zwei Tagen angewöhnt hatten, waren wir sogar zu faul, um uns in die Wellen des Meeres zu begeben und ein wenig zu Schwimmen. Als schließlich die Strahlen der Sonne unsere Haut fast zum Glühen gebracht hatte, begaben wir uns nach einiger Zeit in den Schatten der Strandbar, um den drohenden Sonnenbrand zumindest ein wenig aufzuschieben.

Nachdem wir uns unter einen der schützenden Bäume gesetzt und zwei erfrischende Getränke bestellt hatten, plauderten wir ein wenig und ich wollte mir eine Zigarette anzünden. Da bemerkte ich am Nachbartisch einen älteren Herrn, der - eine Zigarre im Mundwinkel hängend - anscheinend nach Feuer suchte. Er wühlte in seinen Taschen und sah mich erstaunt an, als ich ihm Feuer anbot.

"Ah, eines dieser Benzinfeuerzeuge, die immer und überall zünden!", meinte er. Mich überraschte nicht, dass er auch ein deutscher Urlauber war, denn fast überall an der Bretagne konnte man deutsche Sprachfetzen hören. Ich gab ihm Feuer und war aufgrund seiner Bemerkung sogar ein wenig stolz, als die Flamme trotz der leichten Brise vom Meer ohne Schutz der Hand solange brannte, bis er seine Zigarre entzündet hatte.

"Danke. Geht wohl nie aus und funktioniert immer, ihr Feuerzeug!", sagte er, dicke Rauchschwaden aus seiner Zigarre saugend. Ich zündete mir meine Zigarette an, wobei ich das Feuerzeug fast ein wenig provozierend in den offenen Wind hielt, ohne dass es ausging.

"Ach ja ", entgegnete ich dem Mann, "das lässt mich nur äußerst selten im Stich. Und wenn, dann liegt es an mir, weil ich nicht rechtzeitig Benzin nachgefüllt habe." Er musterte mich auf eine fast schon unverschämte Weise.

"Und jetzt? Genug Benzin drin?", fragte er mich fast angriffslustig, was mich verwirrte. Da ich erst vor zwei Tagen sowohl Benzin, als auch einen neuen Feuerstein nachgefüllt hatte, zündete ich in schneller Folge dreimal hintereinander, ohne, dass das Feuerzeug einmal versagte und sah ihn triumphierend an.

"Aber immer doch! Es ist so zuverlässig wie...", plötzlich hatte der Mann seine Hand auf die meine gelegt, in der ich das Feuerzeug hielt. Ich erschrak.

"Wenn sie sich so sicher sind über die Qualitäten ihres Feuerzeuges, dann lassen sie uns ein Spiel spielen." Er schaute mir tief in die Augen und ich rutschte unruhig auf meinem Stuhl hin und her.

"Ein Spiel?", irritiert sah ich Manuela an, die mich mit einem Blick musterte, der mir wahrscheinlich sagen sollte 'Komm, wir gehen, lass doch den Idioten'.

"Ja. Eine Wette. Ich wette, dass sie es nicht schaffen, das Feuerzeug zehnmal zu zünden, ohne dass es einmal versagt."

Sofort wollte ich das Feuerzeug zünden, einerseits, um ihm zu beweisen, dass es funktioniert, andererseits, um ihn loszuwerden. Er hielt aber immer noch meine Hand - jetzt sogar etwas fester umschlungen - und hinderte mich daran.

"Halt, halt, erst müssen die Einsätze gemacht werden!"

"O.k., sagen wir zehn Mark für den Gewinner?", schlug ich vor, doch er sah mich fast beleidigt an.

"Wenn ich wette, dann auch richtig.", meinte er, "Schauen sie mal durch die Bäume hindurch auf den Parkplatz. Sehen sie den roten Mercedes SL. Das ist mein Einsatz!"

Ungläubig sah ich in Richtung des Hotelparkplatzes, wo ich sofort einen knallroten, in der Sonne wie einen Rubin funkelnden Mercedes 230 SL aus den 60er Jahren entdeckte. Der Wagen sah aus wie nagelneu und war einfach ein Traum! Ich musste lachen und sah dem Mann ins Gesicht.

"Ein wirklich mutiger Einsatz von ihnen. Aber obwohl es ein leichtes wäre, ihnen den Wagen abzuknöpfen, tut es mir leid. Ich habe nichts entsprechendes einzusetzen - und hätte ich etwas von vergleichbarem Wert, so wäre mir dann wohl der Einsatz zu hoch."

"Doch. Sie haben etwas einzusetzen. Auch wenn es für sie vielleicht keinen vergleichbaren Wert darstellt, so würde ich diesen Einsatz doch akzeptieren."

Jetzt sah mich Manuela ängstlich an. Auch ich dachte, dass es ihm vielleicht um sie ging und er schien unsere Unsicherheit zu bemerken denn er fing schallend an zu lachen und rief:

"Nein, nein, nicht was sie jetzt vielleicht gedacht haben. Ich möchte lediglich den kleinen Finger ihrer linken Hand!"

'Der spinnt', dachte ich bei mir. 'Was will der denn mit meinem Finger?', verdutzt blickten Manuela und ich ihn an. Er schien meine Gedanken gelesen zu haben und meinte:

"Wann brauchen sie denn schon mal ihren linken kleinen Finger? Völlig unnötig das Ding! Oder sind sie Fotomodell oder Pilot, dass sie auf ihn nicht verzichten könnten? Der ist doch wahrlich weit weniger wert als der Wagen, den ich ihnen als meinen Einsatz anbiete." Ich blickte erneut in Richtung Parkplatz, wo dieser Traum von einem Auto in der Sonne funkelte.

"Also, was ist?", er schien ungeduldig zu werden. In meinem Kopf verglich ich ständig den Mercedes mit meinem Finger, ja, ich versuchte mich zu erinnern, ob ich diesen jemals wirklich gebraucht hatte. Nur zehnmal ein Feuerzeug anzünden, von dem die Werbung sagt, es funktioniere immer! Manuela war jetzt ganz still geworden, aber ich bemerkte, wie auch sie verstohlen zu dem Wagen hinüber blinzelte, der ihr zu gefallen schien.

Er hatte mich überzeugt. Ohne weiter zu überlegen, schlug ich in seine Hand ein, die er mir entgegenhielt. Die Wette stand also.

Nach kurzer Beratung der Modalitäten bezahlten wir und gingen ins Hotel, wo er uns in sein Zimmer führte. Wir waren uns einig, keinen Vertrag oder etwas ähnliches aufzusetzen aber zur Sicherheit ließ ich mir von ihm die Wagenpapiere zeigen, die auswiesen, dass der 230er SL ihm seit über 20 Jahren gehörte. Er legte die Papiere auf den Holztisch, der mitten im Raum stand.

"Mein Einsatz.", meinte er, "Und jetzt bitte den ihren!"

Obwohl wir es vorher so besprochen hatten, war mir nun doch mehr als mulmig, als er meine linke Hand flach auf den Tisch legte und damit begann, mit einem kleinen Hammer zwischen die einzelnen Finger Nägel in die Tischplatte zu treiben. Anschließend nahm er Paketkordel und wickelte diese so um die Nägel und meine Finger, dass die Hand einerseits fest auf dem Tisch fixiert war, andererseits aber auch nur "mein Einsatz", also mein abgespreizter linker kleiner Finger, von dem Beil bedroht war, welches er aus dem Schrank geholt hatte und neben meine Hand und die Fahrzeugpapiere auf die Tischplatte legte.

Manuela bestand noch darauf, aus unserem Wagen den Verbandskasten zu holen und uns eine Geschichte auszudenken, falls die Sache gegen meinen Finger ausgehen sollte und wir gezwungen wären, einen Arzt aufzusuchen. Ich war etwas verärgert, weil meine Freundin meinem Feuerzeug so wenig Vertrauen entgegenbrachte, aber schließlich willigte ich ein. Man weiß ja nie.

"Also los!", forderte mich der Mann auf, als alles vorbereitet war. Ich wusste nicht, ob mir warm oder kalt war. 'Tut das weh, den Finger abgehackt zu bekommen?', fragte ich mich. Ich versuchte diese Gedanken zu verdrängen - was waren schon ein paar Minuten Angst gegen einen solchen Traumwagen!

Mit der rechten Hand hielt ich also das Feuerzeug und der Mann erhob die Axt drohend über meinem Finger, der unbeweglich auf dem Tisch lag. Ich hatte keinen Zweifel, dass er, sollte mein Feuerzeug nicht zünden, mir innerhalb von Sekundenbruchteilen den Finger abschlagen würde. Aber so war es ausgemacht - mir würde ja auch mit dem zehnten Zünden der Mercedes gehören! Ich öffnete die Klappe des Feuerzeugs, schloss die Augen und zündete.

"Eins!", zählte er laut mit. Ich zündete erneut, beruhigt, dass die Flamme beim ersten Mal ohne Probleme brannte.

"Zwei!", rief er. 'Na also, klappt doch', dachte ich bei mir.

"Drei! - Vier! - Fünf!", - ich wurde immer sicherer.

Auch der sechste und der siebte Versuch klappten. Als ich beim achten Mal fast mit meinem schweißnassen Finger vom Reibrad abgerutscht wäre, legte ich das Feuerzeug erst einmal auf den Tisch, rieb mir die Hand an meiner Hose trocken - und zündete beim neunten Male wieder genauso sicher, wie beim ersten Mal.

Gerade als ich mir schon einen passenden Triumphschrei überlegte, den ich nach der nun anstehenden zehnten Zündung loslassen wollte, flog plötzlich die Zimmertür auf und eine ältere Dame stand in der Tür. Sie begann zu schreien:

"Stop! Sofort aufhören!" Erstaunt und überrascht wie ich war, schaffte sie es, mir das Feuerzeug aus der Hand zu entreißen. Scharf sah sie zuerst den alten Mann an, dann mich.

"Hören sie sofort auf mit diesem Spiel! Es hat schon soviel Unglück gebracht und er hat mir versprochen, es nie wieder zu spielen! Ich bin seine Frau, bitte gehen sie sofort!" Sie war sehr aufgebracht und riss dem Mann das Beil aus der Hand. Manuela und ich schauten ihr nur sprachlos zu, als sie sich an mich wandte:

"Ich binde sie jetzt los. Hier ist ihr Feuerzeug!"

Sie gab das Feuerzeug Manuela, die sofort einen lauten, spitzen Schrei ausstieß. Den Grund für ihren Schrecken sah dann auch ich, als die Frau begann, die Knoten an meiner gefesselten linken Hand zu lösen.

Sie hatte an jeder Hand nur noch drei Finger!

Ohne einen klaren Gedanken fassen zu können, rannten wir wie von der Tarantel gestochen aus dem Hotelzimmer, erst im Aufzug kamen wir langsam wieder zu Atem. Mir wurde abwechselnd heiß und kalt, Manuela war kreidebleich im Gesicht. Langsam schlichen wir auf unser Zimmer und setzten uns auf das Sofa. Ich nestelte in meiner Hemdtasche nach den Zigaretten, steckte mir eine in den Mund und bot Manuela ebenfalls eine an.

Obwohl ich glaubte, an diesem Tag schon einen Schrecken erlebt zu haben, der nicht mehr zu steigern ist, wurde ich dann eines besseren belehrt:

Als ich das Feuerzeug zündete, um Manuela und mir die Zigaretten anzustecken, versagte es.

* * * * *

Pflichtutensil ist hier selbstverständlich ein Benzinfeuerzeug ("Zippo" o. ä.), das natürlich ohne Probleme funktionieren sollte, wenn der Erzähler es entsprechend der Handlung immer wieder zündet. Mit einem zweiten Feuerzeug - das möglichst unauffällig mit dem ersten getauscht werden sollte und natürlich nicht funktionieren darf! - lässt sich sogar noch die Schlusspointe darstellen.

Ach so, je nach Vorliebe des Erzählers darf die Geschichte natürlich auch auf Mallorca spielen und der Wagen ein 911er Porsche sein!

Ein geheimnisvoller Spiegel

Vor ein paar Wochen ging ich an einem Sonntagnachmittag alleine durch Kaisersesch spazieren und kam irgendwann auch an dem 'Bullesje' vorbei. 'Et Bullesje' kennt in Kaisersesch eigentlich jeder. Es ist eines der ältesten Häuser in unserem Ort und diente in früheren Zeiten als Amtsstube und auch als Gefängnis. Heute steht es schon seit Jahrzehnten leer, verfällt langsam und stellt keinen schönen Anblick mehr dar.

Ich stieg ohne groß darüber nachzudenken die sechs Stufen hinauf, die zu der alten massiven Eingangstür führten und stellte zu meiner Überraschung fest, dass die Tür unverschlossen war. Was gab es denn auch in dem alten, verlassenem Gemäuer noch zu holen? Neugierig geworden drückte ich gegen die schwere Tür, die nur mit viel Kraft zu öffnen war und ächzend nachgab.

Da es ein sonniger Tag war, war es einigermaßen hell im Gebäude. Nur aufgewirbelter Staub und Unmengen von Spinnweben behinderten meinen Gang und meine Sicht. Viel zu sehen gab es in den ehemaligen Amtszimmern und Gefängniszellen nicht. Bröckelnder Putz, abblätternde Tapeten und morsche Dielen

bestimmten das Bild. Ein Blick zur Decke sagte mir, dass man sich vielleicht nicht unbedingt mit dem Gewicht mehrerer Personen in eines der beiden höhergelegenen Stockwerke begeben sollte.

Da ich nun schon mal in dem Haus war, dachte ich mir, schaue ich mich auch richtig um. Wer weiß, vielleicht wird das 'Bullesje' ja in den nächsten Jahren abgerissen? Dann habe ich es mir wenigstens noch einmal richtig angesehen.

Nachdem ich die faule, von Würmern zerfressene Treppe gemeistert hatte, bot sich mir im ersten Stockwerk das gleiche Bild. Hier waren anscheinend irgendwann einmal in der langen Geschichte des Hauses Wohnräume gewesen, denn die Reste von diversen Möbelstücken lagen wild verstreut in den Zimmern. Ich hatte genug gesehen, Hose und Schuhe waren infolge meiner Expedition total verdreckt. Als ich jedoch die Treppe wieder vorsichtig hinuntersteigen wollte, um nicht noch einzubrechen, entdeckte ich im Treppenhause eine in der Decke eingelassene Speicherklappe. In der Hoffnung, vielleicht doch noch etwas zu entdecken oder zu finden, suchte ich nach einem Stock, um diese Klappe zu öffnen.

Mit einem alten Besenstiel gelang mir dies schließlich und ich zog die einfache Leiter, die sich hinter der Klappe verbarg, zu mir hinunter. Erneut fürchtend, ich könne mir beim Bruch einer der Stufen das Genick brechen, stieg ich zu dem Speicherraum hinauf. Nur durch zwei kleine Dachluken fiel ein wenig Licht hinein und ich musste meine Augen erst allmählich an die Dunkelheit gewöhnen. Ein paar am Dachfirst hängende Wespennester erschreckten mich, doch ich erkannte, dass diese anscheinend schon länger verlassen waren. Auch hier lag über den Boden verstreut allerhand Unrat herum: Ein Stuhl, ein alter Kochtopf, verschiedene Lumpen und Säcke, alte Zeitungen, Glasgefäße und Flaschen, kurz – nichts was ich hätte gebrauchen können oder was einen Wert darstellte. An einer der Giebelwände stand ein alter Schrank, dem zwei seiner geschnitzten Füße fehlten und die durch Holzkeile ersetzt waren. Im Schloss der Schranktür steckte noch ein Schlüssel, den ich neugierig herumdrehte und die Tür öffnete.

Der Schrank war leer. Enttäuscht drehte ich mich um und wollte nun eigentlich das Haus verlassen. 'Was hast du denn erwartet? Als ob hier Reichtümer versteckt wären!', sagte ich zu mir selbst, als ich – ich weiß auch nicht warum – noch ein letztes Mal in den Schrank blickte.

Der Spiegel lag in einem der höhergelegenen Fächer des Schrankes. Ich wunderte mich, dass ich ihn nicht bereits auf den ersten Blick entdeckt hatte. Es war ein eher einfacher Handspiegel aus Metall, nur wenige Verzierungen schmückten die Fassung.

'Schade, das Spiegelglas selbst ist blind', erkannte ich, wollte den Spiegel aber trotzdem mitnehmen und ein neues Glas einsetzen, da er mir nun doch irgendwie gefiel. Da bemerkte ich plötzlich, wie das verschwommene Glas aufzuklaren begann.

Langsam konnte ich zuerst eine Nase, dann zwei Augen, einen Mund und schließlich ein ganzes Gesicht erkennen, immer noch leicht verschwommen.

Ich zog eine Grimasse, um diese dann im Spiegel zu begutachten. Doch das Spiegelbild fing an, mir tief in die Augen zu sehen. Ich erschrak, denn ich erkannte, dass dies nicht mein Gesicht war, welches ich dort erblickte. Dann erst hörte ich diese tiefe, dunkle Stimme.

"Erlöse mich. Bitte. Sei gnädig mit meiner Seele..."

Ich weiß nicht, wie schnell ich es schaffte, aus dem Haus heraus zu gelangen. Nur Sekunden nach diesem Erlebnis stand ich atemlos und kreidebleich vor dem 'Bullesje'. Die Tür hatte ich, als ob ich verfolgt würde, fest zugeschlossen. Ich konnte kaum einen klaren Gedanken fassen, so saß mir noch der Schreck in allen Gliedern. Ich dachte nach, konnte mir aber einfach keinen Reim auf das soeben Erlebte machen. 'Wenn du das jemandem erzählst, der hält dich für verrückt!', sagte ich mir.

Nach ein paar Minuten ging es mir wieder besser. Ich begann, ruhige, klare Gedanken zu fassen und kam zu Ergebnis, dass ich mir das meiste des Erlebten nur eingebildet hatte. Natürlich war der Spiegel zuerst blind! Ich hatte ihn doch aus dem eher kalten Schrank in den wärmeren Speicherraum geholt, so dass mein Atem, als ich das Glas betrachtete, kondensierte und erst allmählich wieder den Blick freigab. Das Gesicht war natürlich meines gewesen und eine Stimme gab es gar nicht. Ich hatte mir alles nur eingebildet! Natürlich. Ein wenig unheimlich war mir das Haus ja schon vorher gewesen, das erklärt vieles. Und ich Trottel erschrecke mich fast zu Tode!

Ich ging also erneut in das alte Gemäuer, stieg die Treppe hoch und über die Leiter auf den Speicher. Der Spiegel lag vor dem Schrank auf dem Boden. Ich nahm ihn in die Hand und sah, dass er glücklicherweise nicht kaputtgegangen war, als ich ihn vor Schreck fallen gelassen hatte. Das Glas war genauso trübe, wie beim ersten Mal.

'Meine Güte, was hast du dir da bloß eingebildet', dachte ich gerade, als das Spiegelbild erneut aufklarte und wiederum das Gesicht erschien. Ich war starr wie ein Eiszapfen und starrte gebannt in die Augen, die mich aus dem Spiegel heraus ansahen. Es war das Gesicht eines jungen Mannes mit einem unbeschreiblich traurigen, wehleidigen Ausdruck.

"Bitte, erlöse mich! Habe Gnade mit meiner armen Seele!", hörte ich wieder die Stimme sagen, "Stelle die Kerzen auf! Bitte! Erlöse mich! Die Kerzen...! So antworte doch!"

"Ja!", brüllte ich, ohne zu wissen warum, warf den Spiegel erneut zu Boden und ergriff die Flucht.

Ein paar Sekunden später stand ich zum zweiten Mal an diesem Tag atemlos und verwirrt vor dem 'Bullesje'. Für alles Geld der Welt hätte ich mich nicht noch einmal in dieses Haus begeben! Mir reichte es. Immer noch blass ging ich langsam nach Hause. Einen solchen Sonntagnachmittagsspaziergang hatte ich nun wirklich noch nicht erlebt.

Ich erzählte niemandem von meinem Erlebnis. Einerseits, weil ich befürchtete, ausgelacht zu werden, andererseits, weil ich immer noch zu keiner vernünftigen Erklärung für das Geschehen gekommen war. In der Nacht schlief ich schlecht, doch nach ein paar Tagen dachte ich schon kaum noch an das Erlebte.

Zwei Wochen später jedoch entdeckte ich auf einem meiner Kontoauszüge eine seltsame Abbuchung. Es waren genau 120 DM von meinem Konto ausgezahlt worden, ohne dass ich wusste wofür. Ich ging also in die Bank und fragte nach. Der Sachbearbeiter suchte den Beleg für diese Zahlung heraus und legte ihn mir vor. 'DM 120,- ausgez. für Kerzen. Versprechen.', stand auf der Zahlungsanweisung.

"Möchten sie, dass wir die Rechtmäßigkeit dieser Zahlung überprüfen?", bot der Sachbearbeiter mir an, doch ich schüttelte nur den Kopf und ging. Grübelnd führte mich mein Weg nach Hause. Irgendwie konnte ich mir keinen Reim auf die ganze Sache machen.

120 Mark? Kerzen? Versprechen? Was sollte das?

Noch am selben Nachmittag überkam mich dann aber ein Verdacht, der mich nicht mehr losließ. Sollte diese unerklärliche Zahlung etwa mit meinem Erlebnis von vorletzten Sonntag zusammenhängen? Unsinn. Oder etwa doch? Als es am Abend schon begann dunkel zu werden, entschloss ich mich, der Sache nachzugehen. Ich nahm meine Jacke und machte mich auf dem Weg zum 'Bullesje'.

Obwohl ich mir innerlich geschworen hatte, nie wieder einen Fuß in dieses Haus zu setzen, öffnete ich die knarrende Tür, ging die Treppe hinauf und bestieg erneut die Leiter zum Speicher. Mit einer Taschenlampe leuchtete ich durch den jetzt stockdunklen Raum. Soweit ich sehen konnte sah er genauso aus, wie ich ihn kürzlich verlassen hatte. Auch der Schrank stand noch an seinem Platz, beide Türflügel weit geöffnet.

Ich würde lügen, wenn ich heute behaupten würde, dass ich keine Angst hatte. Im Gegenteil – noch nie hatte ich ein so unbestimmtes und doch mächtiges Gefühl der Furcht verspürt wie in diesem Moment, als ich begann, den Spiegel zu suchen.

Er lag direkt vor mir auf dem Boden mit dem Glas nach unten. Vorsichtig hob ich ihn auf. Ich blickte auf das getrübte Glas und nahm mir vor, egal was auch passieren sollte, nicht wieder die Flucht zu ergreifen.

Langsam klarte das Spiegelbild im schwachen Schein meiner Taschenlampe auf. Das mir bereits bekannte Gesicht des jungen Mannes erschien allmählich. Er sah mich freundlich an und es schien mir, als sei seine Verzweiflung gewichen, die er noch vor zwei Wochen im Antlitz trug. Tief blickte er in meine Augen und zu meiner Überraschung stellte ich fest, dass ich selbst keinerlei Furcht mehr hatte. Mit einer ruhigen, klaren Stimme sprach der junge Mann dann zu mir.

"Danke. Danke für Deine Hilfe. Du hast mich erlöst." Noch ehe ich ihm antworten konnte, verschwand sein Bild im Spiegel. Unmittelbar darauf zersprang das Glas in hunderte von Splittern, die aus dem Rahmen auf den Boden fielen.

Als ich diesen nachblickte, wie sie teilweise hinunter auf meine Füße fielen, sah ich zum erstenmal im Licht meiner Lampe auf den Fußboden des Speichers.

Über den gesamten Raum verteilt entdeckte ich die Überreste von bestimmt 300 Kerzen auf dem Fußboden, die dort anscheinend erst kürzlich hinuntergebrannt waren.

Nachdenklich aber keineswegs beunruhigt ging ich nun nach Hause. In dieser Nacht konnte ich sehr gut schlafen.

* * * * *

Fast in jedem Ort – sei es der eigene oder der des Zeltlagers – findet sich ein altes, vielleicht sogar verlassenes Haus, auf das man diese Geschichte umändern kann.

Warum der Mann im Spiegel erlöst werden musste, bleibt natürlich der Phantasie des Erzählers oder – besser noch! – seiner Zuhörerschaft überlassen. Wer hat die beste Idee, was der Ärmste wohl "verbrochen" haben mag?

Im Mai 2002 wurde das Kaisersescher "Bullesje" nach einer umfassenden Renovierung feierlich wiedereröffnet. Heute dient es als Heimatmuseum und beherbergt eine Bücherei, ein Archiv sowie ein Pilgerzimmer.

Lügen haben kurze Beine

Eines Nachts - ich muss so um die 20 Jahre alt gewesen sein - ging ich zu Fuß die paar Kilometer zwischen Gevenich und Faid durch den Wald nach Hause. Ich kam von einem Junggesellenfest und hatte schon das ein oder andere Bier zuviel getrunken, war also nicht mehr der sicherste auf den Beinen. Da aber Vollmond war, sah ich noch recht viel und kam auch ganz gut voran. Bis zu diesem Tage machte es mir nichts aus, alleine und noch dazu nachts durch den Wald zu gehen...

Ich hatte schon mehr als die Hälfte meines Weges zurückgelegt, da hörte ich plötzlich hinter mir schnelle Schritte. Noch bevor ich mich umdrehen konnte, um nachzusehen, wer da vielleicht noch vom Fest aus durch den Wald nach Hause wankt, sprang mir plötzlich dieser Jemand ins Kreuz, hielt sich an mir fest und blieb "huckepack" auf meinem Rücken hängen.

Natürlich dachte ich zuerst an einen schlechten Scherz meiner Freunde. Sie hatten mich bestimmt heimlich verfolgt und wollten sich totlachen, wenn ich vor Schreck anfinge zu schreien oder mir in die Hose mache würde!

"Na Klasse! Toll gemacht von Euch!", rief ich also in den Wald, noch immer meine Last auf dem Rücken tragend, ohne erkennen zu können, wer es denn nun war. Ich bekam keine Antwort.

Da mir mein Gast auf dem Rücken aber nun langsam zu schwer wurde und ich keine Lust hatte, auch noch mit ihm zu stolpern und meine Kleidung zu verdrecken, versuchte ich die Last abzuschütteln. Wer immer es auch war, er klammerte sich mit einem unheimlich festen Griff an mir fest und sagte kein einziges Wort.

"Na gut, ihr habt mich zu Tode erschreckt. Ich zittere vor Angst. Ihr könnt euch jetzt zeigen!", rief ich erneut in den dunklen Wald, ohne jedoch Antwort zu bekommen. Da mein Passagier immer noch nichts sagte, versuchte ich, ihn zum Reden zu bringen.

"Wer bist du? Was soll das?", fuhr ich ihn an. Keine Antwort. Soweit ich mich umdrehen konnte - daran, ihn abzuschütteln war immer noch nicht zu denken - erkannte ich jedoch einen Mann von vielleicht 60 Jahren mit einer Bekleidung, die mehr als nur altmodisch war. Er trug einen weiten Umhang und einen breitkrempigen Hut, der fast sein ganzes Gesicht verdeckte. Er schien mich und meine Anstalten ihn loszuwerden gar nicht zu beachten! Ich war jetzt auf 180!

"Sofort loslassen! Jetzt reicht's aber!", rief ich und schüttelte mich wie wild hin und her. Kein Erfolg. Der Kerl saß immer noch fest wie angewachsen und sagte keinen Ton. Von meinen Freunden, die ich ja anfangs hinter der ganzen Sache vermutete, war nichts zu entdecken. So langsam wurde mir das alles unheimlich und ich beschleunigte meinen Schritt trotz der Last, um wenigstens aus dem Wald heraus zu gelangen. Vielleicht war in Faid ja noch jemand so spät unterwegs, der mir helfen könnte - oder die Lichter des Ortes würden den Mann auf meinem Rücken vertreiben!

Als ich noch nicht ganz aus dem Wald herausgetreten war, war meine Last plötzlich verschwunden. Obwohl ich mich sofort umdrehte, sah ich nichts mehr von meinem unheimlichen Begleiter. Es knackte noch ein paarmal etwas weiter entfernt im Unterholz, dann war Ruhe.

Ich setzte meinen Weg nach Hause fort und grübelte darüber nach, ob ich vielleicht so betrunken war, dass ich mir das alles nur eingebildet hatte. 'Nein. So viel hast du nun wirklich nicht getrunken', dachte ich noch, bevor ich dann endlich zu Hause im Bett lag und einschlief.

Nach ein paar Tagen war ich der festen Überzeugung, mir das alles nur eingebildet zu haben. Eines der Bierchen auf dem Fest war wohl schlecht gewesen...

Zwei Wochen später fand in unserem Ort die Kirmes statt. Nach dem Festumzug setzte ich mich mit meinen Freunden in das Festzelt und wir hörten der Blasmusik zu und erzählten uns dies und das. Am Nachbartisch saßen ein paar ältere Männer bei ihrem Bier und unterhielten sich - infolge der Musik und ihrer vereinzelt Schwerhörigkeit - so laut, dass ich fast alles mithörten konnte.

"Ja, ja. Lügen haben kurze Beine!", rief einer von ihnen - worüber sie gerade redeten, wusste ich ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt leider nicht.

"Und der alte Scheffe springt dir auf den Buckel!", entgegnete ein anderer und alle lachten laut los.

Wie? Was? Wer springt hier wem auf den Rücken? Ich zuckte zusammen, plötzlich dachte ich wieder an mein Erlebnis im Wald. Ich tat, als wäre nichts geschehen und wandte mich wieder meinen Freunden zu.

Als es später wurde, löste sich die gesellige Runde der alten Männer allmählich auf. Gegen 23 Uhr war nur noch der 72jährige Willi Schmitz übrig, der wohl noch ein wenig der Musik lauschen wollte. Ich bestellte zwei Bier und trat an seinen Tisch.

"Darf ich mich zu euch setzen?", sprach ich ihn an und er nickte. Als unsere Gläser gebracht wurden fragte er, wie er denn zu der Ehre käme, eingeladen zu werden.

"Ich habe eine Frage an dich, und ich hoffe du kannst sie mir beantworten.", sagte ich ihm geradeheraus.

"Aber gerne doch. Wenn ich für jede Frage, die du mir stellst, ein Bier bekomme, können wir noch lange sitzen bleiben!", lachte er.

"Ich habe eben zufällig gehört, wie einer an eurem Tisch sagte, dass jemandem der alte Scheffe auf den Buckel springen würde und darauf alle gelacht haben. Was hat es mit diesem Spruch auf sich?", fragte ich Willi Schmitz.

"Ach, das ist ein alter Spruch, wenn jemand schwindelt. Den gibt's auch nur in Faid und Gevenich soweit ich weiß. Was ein Scheffe ist, weißt du doch hoffentlich?"

Ich nickte. "Scheffe" ist die volkstümliche Bezeichnung für den Bürgermeister und stammt wohl ursprünglich von dem heute noch gebräuchlichen Wort "Schöffe" ab, was aber einen Beisitzer bei Gericht meint.

"Nun, das ist eine alte Geschichte vom Ende des 17. Jahrhunderts. Mir hat sie meine Großmutter vor nun bestimmt schon 65 Jahren erzählt. Die meisten älteren Leute im Ort kennen sie noch - aber ihr jungen Leute..."

"Bitte! Erzähle sie mir!", fast flehte ich ihn an. Jetzt war ich neugierig geworden. Er fuhr fort zu erzählen.

Im Jahr 1686 gab es einen Streit zwischen den Gemeinden Faid und Gevenich um ein kleines und eigentlich unbedeutendes Stück Wald, welches auf der Grenze zwischen den beiden Gemarkungen gelegen ist. Der Streit kam auf, als ein Gevenicher Bürger das Geweih eines kapitalen Hirsches in diesem Waldstück fand und mit nach Hause nahm. Es stammte von einem seltenen Zwölfender und sollte über dem Eingang der Gevenicher Amtsstube angebracht werden. Ein Mann aus Faid jedoch hatte dies gesehen. Er forderte das Geweih für seinen Ort ein, da es ja - seiner Ansicht nach - auch im Faider Wald gefunden worden sei.

Die Bürgermeister und die Pfarrer beider Orte wurden zur Schlichtung herbeigerufen, ohne jedoch, dass es zu einer Einigung kam. Auch in den Unterlagen über die Grenzen und Besitztümer der Gemeinden fand sich nichts, was die Zugehörigkeit des kleinen Waldstückes festlegte. Da aber nun auch keiner der Amtsträger auf die Vergrößerung seines Ortes - und sei es auch nur um diesen kleinen Flecken - verzichten wollte, brach ein regelrechter Streit zwischen den beiden Nachbargemeinden aus, der über Wochen andauerte.

Als dies nun in der Kreisstadt Cochem bekannt wurde, setzte der Amtsrichter Cornelius einen Ortstermin an dem betreffenden Wäldchen an, an dem die Beteiligten ihre Besitzansprüche vortragen sollten. Nach den vorgebrachten Argumenten, werde er dann entscheiden, zu welchem Ort der Wald gehöre, oder ob er zwischen beiden Orten aufgeteilt werde.

Zum verabredeten Zeitpunkt trafen sich also Richter Cornelius, die Pfarrer beider Orte, der Faider Bürgermeister Clemens Mühlen und auch viele einfache Leute aus Faid und Gevenich im Wald. Nur Hieronimus Kessler, der Scheffe von Gevenich, war nicht zu sehen. Er hatte sich wohl verspätet und so wartete man noch ein wenig auf sein Eintreffen."

"Und dann?", gebannt hing ich an den Lippen von Willi Schmitz. Ich bestellte noch zwei Bier. Der alte Mann trank einen kräftigen Schluck, sah mich zufrieden an und erzählte weiter.

Als man gerade ohne Hieronimus Kessler anfangen wollte, die Sachlage zu klären, erschien der Gevenicher Bürgermeister doch noch. Außer einem für diesen Anlass eigentlich unpassenden großen Zylinder und hohen Reitstiefeln trug er ein geradezu unverschämtes Grinsen im Gesicht. Der Amtsrichter begann mit der Befragung der einzelnen Beteiligten. Immer noch wunderten sich alle über den überlegenen Gesichtsausdruck des Scheffen Kessler. Er galt als äußerst gerissener Mann. Was mochte er wohl im Schilde führen?

Als nun die Reihe an ihm war, sich zu äußern, trat er in die Mitte der Menge und sah die Umstehenden triumphierend an. Er hob die rechte Hand zum Schwur und sprach mit kräftiger Stimme:

"So wahr, wie der Schöpfer über mir ist, so wahrhaftig stehe ich auch hier auf Gevenicher Land!"

Der Fall war entschieden. Einem Schwur auf Gott den Allmächtigen war nichts entgegenzusetzen und so wurde die Versammlung damit beendet, dass der Protokollführer des Richters ein Schriftstück aufsetzte, in dem das Waldstück der Gemeinde Gevenich zufiel.

Da der Herr Scheffe Kessler hier vor angesehen Leuth seyn hochheylig Schwuhr that, ißt die Streytfrag gelöset, welcher der zwey Gemeynden das Stueckchen Wald zwischen Faid und Gevenich zusteht. Bis zum jüngsten Gerichthe des allmäthtigen Herren also soll es zu Gevenich gehören. Im Jahre des Herren 1686, am siebzehnten Juley gezeichnet vor vielerley Zeugen.

stand in der Urkunde, die Richter Cornelius sofort aufsetzen und unterzeichnen ließ.

Zwei Wochen nach diesem denkwürdigen Tag, erkrankte Hieronimus Kessler schwer. Nur fünf Tage später war abzusehen, dass er diese Erkrankung nicht überleben würde, obwohl er eigentlich ein Mann mit einer ungewöhnlich guten Konstitution war. Als der Priester des Ortes zu ihm gerufen wurde, um dem Bürger-

meister ein letztes Mal die Beichte abzunehmen und dem Todgeweihten die Sterbesakramente zu geben, machte Kessler diesem ein Geständnis.

"Ich habe den Herrn geschmäht und verraten mit meinem unheiligen Schwur. Dies ist die Strafe für alles!", schluchzte er.

"Was meinst du, mein Sohn?", fragte der Pfarrer.

"Ihr wart doch dabei, Hochwürden. Der Schwur im Wald. Ich lästerte Gott vor euer aller Augen und Ohren."

"Wie das?", fragte der Geistliche, der den Schwur ja selbst erlebt hatte.

"Erinnert ihr euch an den Zylinder den ich trug? Unter ihm versteckt hielt ich die Schöpfkelle meiner Frau - das war 'der Schöpfer, der über mir ist',", heulte er auf, "und das 'Gevenicher Land auf dem ich stehe' stammte aus meinem Garten und steckte in meinen Reitstiefeln...!"

Der Bürgermeister starb noch am selben Tage. Da der Pfarrer ein geschwätziger Mann war und das Geständnis Kesslers nicht während der Beichte fiel, machte die List des Gevenicher Scheffen schnell die Runde. Obwohl einige Bürger aus Faid diesen nun anfechten wollten, blieb der Rechtsakt über den Wald bis in die heutige Zeit gültig.

Die Geschichte von dem unheiligen Schwur des Bürgermeisters wäre wohl vergessen worden, wenn ihn nicht einige Leute in den folgenden Jahren in eben diesem Waldstück gesehen haben wollten. Den Aussagen dieser Zeugen nach, versuche sein Geist dieses Stück Wald zu durchqueren, ohne einen Fuß auf den Boden zu setzen. Er springe dann einfach jemandem auf den Rücken und lasse sich tragen. Daher auch dieser Spruch, mein Junge."

Willi Schmitz trank erneut und lachte mich an. Ich bedankte mich bei ihm und ging bald darauf nach Hause. Die Kirmes war jetzt für mich beendet und das Waldstück zwischen Faid und Gevenich habe ich seitdem nie mehr betreten...

* * * * *

Selbstverständlich gilt es auch hier, Namen, Orte und Personen zu verändern. Aus dem Waldstück kann auch ein Acker, eine Wiese oder ein Berg werden; am Besten natürlich der Ort, an dem das Lagerfeuer brennt und die Geschichte gerade erzählt wird. In einer anschließenden Nachtwanderung zu der betreffenden Stelle lässt sich dann schnell klären, ob an der ganzen Geschichte etwas Wahres dran ist...

Mord ohne Waffe

Im Jahre 1794, also der Zeit als die napoleonischen Truppen immer wieder bis zum Rhein vordrangen und Verwüstung und Zerstörung auch in die Eifel brachten, war das alte Kaisersescher 'Bullesje' noch ein Gefängnis. Als Kaisersesch nun im Februar 1795 von den französischen Revolutionstruppen erobert und besetzt worden war, übernahmen die Eroberer auch dieses Gebäude, um darin Unterkunft für einen Garnisonskommandeur zu schaffen. Der Offizier Jean-Baptiste Fleury richtete sich im ersten Stock des Hauses ein, seine Adjutanten in den Verwaltungszimmern und der Stube des Gefängnisaufsehers im Erdgeschoss.

In der einzigen Zelle, die das Gefängnis besaß, saß Curt Schneider - ein noch junger Schmiedegeselle - ein, der in einer Wirtshausrauferei einen Kontrahenten mit einem Messerhieb verletzt hatte und zu zwei Monaten Haft verurteilt wurde. Da Schneider von dieser Strafe bereits mehr als sechs Wochen abgesessen hatte, überlegte der Franzose Fleury, ob er den Kaisersescher Gesellen nicht einfach freilassen solle, damit er selbst diesen Raum nutzen könne. Da er aber dazu keine Vollmacht hatte, schickte er eine diesbezügliche Nachricht an seinen General, der in Ulmen lagerte, mit der Bitte, in seinem Anliegen positiv zu entscheiden.

Am nächsten Tage wurde Fleury von einem lauten Geschrei auf der Strasse aufgeschreckt. Einer seiner Soldaten hatte versucht, aus der unmittelbar neben dem 'Bullesje' gelegenen Kirche des Ortes einen goldenen Messkelch vom Altar zu stehlen, wurde aber dabei von Kaisersescher Bürgern beobachtet, die den Dieb trotz seiner Waffen überwältigten und ihn dem Offizier Fleury - der ja nun im Ort das Sagen hatte - überbringen wollten. Da Jean-Baptiste Fleury ein wenig Deutsch sprach, konnte er verstehen, was die aufgebrachten Bürger riefen und forderten.

"Los du gottloser Franzose, häng' den Kerl am nächsten Baum auf!", riefen einige, "Wer die Kirche bestiehlt, der bestiehlt auch Gott selbst!", schrien andere.

Fleury sah es als großes Glück für seinen Soldaten an, dass sich der Vorfall mitten im Ort ereignet hatte. Außerhalb der Stadtmauern wäre der Dieb für seine Tat wohl sofort an dem nächsten stabilen Ast einer Eiche aufgeknüpft worden. Diebstahl war zwar kein Kapitalverbrechen, doch das Stehlen von Kirchengut brachte die fromme Bevölkerung sehr auf und so versuchte er, sich Gehör zu verschaffen:

"Glaubt mir Leute, er wird schon seine gerechte Strafe bekommen!", rief er der Menge zu. Auch nach französischem Recht erwartete zu dieser Zeit einen Dieb eigentlich nur eine kurze Haftstrafe, da aber nun Krieg war und die Menge sehr aufgebracht, sah es eher danach aus, als müsse Fleury an dem Soldaten ein Exempel statuieren – einerseits um weitere Vorfälle dieser Art innerhalb seiner Truppe zu verhindern, andererseits um die schreiende Menge zu beruhigen.

Da das Handabschlagen für einen Dieb jedoch nicht mehr praktiziert wurde und Fleury seinen Soldaten natürlich weiterhin unversehrt brauchte, fiel ihm keine angemessenere Bestrafung ein, als den Unglücklichen erst einmal in die Zelle sperren zu lassen. Der Menge gefiel das natürlich überhaupt nicht und einzelne vermuteten, dass der Soldat wohl spätestens am nächsten Tag freikommen würde.

Jean-Baptiste Fleury gefiel seine Lösung auch nicht besonders, aber er dachte sich, dass er auf diesem Wege erst einmal Ruhe schaffen würde und er genügend Zeit habe, über die weitere Strafe nachzudenken. Das grösste Problem bestand nun darin, den Soldaten in der einzigen Zelle des 'Bullesje' bei Curt Schneider unterzubringen. Nicht nur, dass diese Zelle eigentlich viel zu klein für zwei Personen war, nein, Schneider hatte durch das vergitterte Zellenfenster alles mitbekommen und bedachte seinen Mithäftling sofort mit wüsten Beschimpfungen und versuchte, auf diesen loszugehen.

"Du Kirchenschänder! Du Ausgeburt der Hölle, du Dieb an Gottes Schatz! Verfluchter Franzose! Der Herrgott selbst wird dich schon richten!", schrie er und musste von den Wachsoldaten daran gehindert werden, dem verängstigten Soldaten an die Kehle zu springen.

Nach und nach beruhigte er sich jedoch, saß nur noch in einer Ecke der Zelle und starrte den Franzosen feindselig an. Einige Kaisersescher standen trotz der winterlichen Kälte noch unterhalb des vergitterten Zellenfensters und riefen erregt in die Zelle hinein.

"Schneider, hörst Du?! Bring' den Kerl um! Dieser Kommandant wird ihn sonst doch laufen lassen."

Als die Wachsoldaten und auch Fleury dies hörten, machten sie sich Gedanken, ob es nicht doch besser wäre, die beiden Gefangenen nachts zu trennen. Da es aber keine zweite Zelle gab und die Freiheit für den Dieb eher noch gefährlicher war als die Haft (nicht nur die Kaisersescher, auch einige fromme Soldaten des Regiments hätten ihn sich sicherlich vorgenommen), entschied Fleury, beide in der Zelle zu belassen. Er befahl aber den Wachen, den gesamten Raum und auch die beiden Gefangenen selbst auf das genaueste zu untersuchen. Auch die zusätzlichen Strohmatten, die der Soldat wegen des strengen Frostes bekam, wurden inspiziert. Da man von der Wachstube aus das Gelände vor dem Zellenfenster gut einsehen konnte, bestand kaum die Gefahr, dass ein Bürger versuchen sollte, irgend etwas durch die Gitter in die Zelle zu werfen.

Die Nacht blieb ruhig. Regelmäßig schaute eine der Wachen durch die Tür Luke in die Zelle, wo die beiden Männer – jeder in eine Ecke des Raumes gekauert – lagen und feste schliefen. Nur einmal schreckten die Wachen noch auf, als sie plötzlich draußen ein Rumpeln vernahmen. Als sie jedoch durchs Fenster hinaus sahen, kam just in diesem Moment eine Lawine Schnee vom Dach auf die Strasse gefallen. In dieser Nacht begann es wärmer zu werden, der Schnee auf den Bäumen taute weg und von überall her hörte man das Plätschern des tauenden Wassers, welches jetzt in Rinnsalen in die Bäche floss.

Am Morgen schien sogar die Sonne und der Ort, der tags zuvor noch unter einer weißen Decke gelegen hatte, bot nun auch den französischen Besatzern einen völlig anderen Anblick, als noch eine Woche zuvor bei der Erstürmung.

Gegen 6 Uhr 30 brachten die Wachen das karge Frühstück an die Zellentür. Schneider war anscheinend gerade aufgewacht und er räkelte sich noch ein wenig, bevor er einen Blick durch die Gitter des Fensters nach draußen warf.

"Hat ja getaut... der ganze Schnee ist weg... schön... wirklich schön...", murmelte er.

"Was ist mit deinem Kameraden?", fragte der Aufseher und deutete auf den Franzosen, der immer noch zusammengekauert in der Ecke lag.

"Schläft wohl noch und ist außerdem nicht mein Kamerad!", entgegnete Curt Schneider, der seine Scheibe Brot, das Stückchen Käse und das Glas warme Milch durch die Luke entgegennahm. Das Frühstück des Soldaten stellte er scheppernd neben diesem auf dem Boden ab, ohne dass sich der Franzose jedoch bewegte.

"Soll ruhig noch was schlafen, dann sehe ich den Kerl wenigstens nicht. Ich hoffe er bekommt heute noch die Hände abgehackt!", meinte Schneider schmatzend als er begann sein Mahl herunterzuschlingen.

Eine Stunde später wollte Kommandeur Jean-Baptiste Fleury den Soldaten zu dem Vorfall des gestrigen Tages vernehmen und suchte die Gefängniszelle auf. Der Dieb schien immer noch zu schlafen, während

Schneider anscheinend gelangweilt aus dem Fenster sah. Mit seiner Stiefelspitze stieß er den Mann an der Schulter an, so dass dieser auf den Rücken rollte und regungslos liegenblieb.

"Mon dieu, der ist ja tot!", rief Fleury laut aus und die Wachen stürmten daraufhin in die Zelle. Man begann den Soldaten zu untersuchen und stellte fest, dass er schon sehr kalt war und die Leichenstarre bereits eingesetzt hatte. Fleury ordnete an, einen Arzt zu rufen und schickte erneut nach Ulmen, um mit Kriminalfällen betraute Offiziere des Generals zu Rate zu ziehen. Nach einer eingehenden Untersuchung stellte man fest, dass der Kirchendieb während des Schlafes und anscheinend mit einem sehr spitzen Dolch durch einen Stich ins Herz getötet wurde.

Nachdem man die Zelle erneut untersucht hatte, Curt Schneider einer genauesten Visitation unterzogen hatte, aber niemand ein entsprechendes Mordwerkzeug finden konnte, begann man nun auch die äußere Umgebung der Zelle zu inspizieren. Die inzwischen eingetroffenen Offiziere konnten jedoch weder eine aus dem Fenster geworfene Waffe finden, noch auch nur den kleinsten Abdruck in der durch das Tauwetter sehr feuchten und matschigen Erde rund um das Gefängnis.

Erneut durchsuchte man die Zelle von innen, klopfte an jeden Stein und untersuchte jedes einzelne Bodenbrett auf ein geheimes Versteck. Man fand nichts.

Da nun immer mehr Soldaten rund um das 'Bullesje' herumstanden oder mit Untersuchungen betraut waren, machte die Nachricht von dem Tod des Kirchendiebes schnell die Runde im Ort. Immer mehr Bürger kamen zum Gefängnis und unterhielten sich über die Vorgänge. Einige waren in Sorge, man könne den Mord dem jungen Schmiedegesellen anhängen, doch andere beruhigten diese und meinten:

"Es wird niemand zum Mörder ohne, dass es eine Leiche gibt. Und gibt es eine solche, so können selbst die unseligen Franzosen niemand des Mordes bezichtigen, der keine Waffe dazu hat."

"Jawohl", meinte ein anderer Umstehender, "die haben doch gestern extra noch einmal alles aufs peinlichste untersucht, ohne was zu finden. Woher sollte der Curt denn ein Messer oder einen Dolch haben und wohin sollte die Waffe verschwunden sein?"

Jean-Baptiste Fleury und die übrigen Offiziere beratschlagten, was sie noch tun könnten, oder ob sie vielleicht doch etwas übersehen haben könnten. Sie kamen zu keinem Ergebnis. Der Soldat war erstochen worden – das stand unzweifelhaft fest. Doch weder bei ihm oder bei seinem Zellengenossen noch in der Zelle oder vor dem Gefängnis konnte irgend eine Spur gefunden werden, die Aufklärung in das Geschehen gebracht hätte. Auch die Vernehmung Schneiders und der Wachsoldaten brachte die Ermittler keinen Schritt weiter.

Curt Schneider wurde nach drei weiteren Tagen aus der Haft entlassen. Fleury hatte sich nach Rücksprache mit seinen Vorgesetzten dafür entschieden. Auch wurde die Akte der Ermittlungen in dem rätselhaften Fall geschlossen. Im Ort Kaisersesch und auch in der französischen Truppe machte inzwischen das Gerüde von einer "gerechten Strafe Gottes" die Runde. Fleury, der selbst nichts von diesen Vermutungen hielt, war froh, als diese Gerüchte nach zwei Wochen allmählich verstummt waren und im Ort und in der Truppe wieder Ruhe herrschte.

Nur wenige Monate darauf zog die gesamte Garnison weiter, um Napoleon Bonaparte bei weiteren Eroberungen zur Seite zu stehen und Kaisersesch blieb vorerst von weiteren Besetzungen verschont.

Der Winter des folgenden Jahres war sehr hart und die Kriege Napoleons brachten weitere Verschärfungen in das Leben der Menschen. Als es bereits April war und immer noch eine dichte Schneedecke über der Eifel lag und das Thermometer weiterhin Minusgrade anzeigte, wurden die Menschen ungeduldig und hofften darauf, dass bald der Frühling anbrechen würde.

In Kaisersesch saßen an einem solchen Winterabend ein paar dick verummte Gestalten in der schlecht geheizten Wirtsstube und tranken einen heißen Grog oder Glühwein, um der Kälte zu begegnen.

"Wenn es nicht bald taut, wird es eng mit der Aussaat.", meinte ein Bauer.

"Letztes Jahr um diese Zeit hat es schon überall geblüht!", entgegnete ein anderer.

"Ja, ja. Letztes Jahr kam das Tauwetter absolut zum richtigen Zeitpunkt." sagte daraufhin Curt Schneider, der Schmiedegeselle, der auch in der Wirtsstube saß und einen Tee mit viel Rum trank. Er lächelte still vor sich hin, was jedoch von ein paar anderen Gästen bemerkt wurde, die ihn darauf ansprachen.

"Was grinst du so? Dir als Schmied kann das Wetter doch eigentlich egal sein."

"Letztes Jahr im Bullesje war es mir aber ganz und gar nicht egal. Da kam das warme Wetter auf die Nacht genau in Kaisersesch an.", antwortete Schneider, immer noch übers ganze Gesicht grinsend.

"Na los, erzähl schon!", umringten ihn jetzt fast alle Anwesenden. "Hast du den jämmerlichen Franzosen doch kaltgemacht? Wo war der Dolch? Nun spann uns doch nicht auf die Folter!"

Curt Schneider lehnte sich in seinem Stuhl zurück, trank einen Schluck von seinem Tee, sah in die Runde und anschließend aus dem Fenster.

"Am Bullesje hingen letztes Jahr noch schönere Exemplare."

"Was? Wovon?", bedrängten ihn die Umstehenden, "Sag schon was du meinst!"

"Natürlich Eiszapfen...! Seht doch da draußen an der Dachrinne - mit diesen Winzlingen hätte das nie funktioniert. Und bei einem anderen Wetter schon gar nicht. Dann hätten die Franzosen morgens zwar immer noch keinen Dolch, wohl aber einen blutigen Eiszapfen auf der Strasse gefunden..."

* * * * *

Zur Geschichte des Hauses 'Bullesje' siehe auch "Ein geheimnisvoller Spiegel"!

Besonders wenn man mit einer Gruppe in einem alten Haus untergebracht ist, ist diese Geschichte geeignet, ein ganz besonderes Flair für die erste Nacht zu schaffen...

Die historische Zeit der Handlung und die Verbrechen der beiden Männer sind eher nebensächlich und können variiert werden. Dass der eine Häftling den anderen aber am liebsten umbringen möchte und dass in dieser Nacht der Winter plötzlich endet, sind die beiden wichtigsten Elemente dieser Story, die bei der Erzählung geschickt herausgestellt werden sollten.

Die Legende vom roten Auto

Die folgende Geschichte zeigt auf, dass sich Verbrechen, in denen die Ermittlungsakten der Polizei längst ohne Ergebnis geschlossen wurden, auch noch längere Zeit nach der Tat aufklären lassen und der Täter oft seiner gerechten Bestrafung auch nach Jahren nicht entkommen kann.

In diesem Falle allerdings wären die beiden Täter im Nachhinein wohl eher froh gewesen, sie wären von der Polizei und der Justiz geschnappt worden. Dann hätten sie ihre Strafe nämlich aller Wahrscheinlichkeit nach in irgendeinem Gefängnis abgesessen und nicht auf die Art und Weise sühnen müssen, von der diese Geschichte erzählt:

Im Jahr 1963 ereignete sich am 24. Juni auf der Landstrasse zwischen Kaisersesch und Landkern ein schrecklicher Autounfall. Ein roter VW-Käfer - damals das meistgefahrenste Auto überhaupt - zerschellte auf der Kreisstrasse in Richtung Cochem ohne erkennbaren Grund an einem dicken Baum.

Weder schlechte Sicht noch eine Kurve konnten die Ursache für das Unglück sein, bei dem ein junges Ehepaar starb, welches erst ein halbes Jahr vorher geheiratet hatte. Auch gab es keine Augenzeugen für den Vorfall. Anscheinend hatte der Fahrer, ein 34 Jahre alter Mann aus Kaisersesch die Kontrolle über den Käfer verloren, geriet von der Strasse ab und fuhr mit unvermittelter Geschwindigkeit gegen die 700 Jahre alte, dicke Eiche am Strassenrand, wo das Auto dann Feuer fing und vollständig ausbrannte.

Da es in dieser Zeit sowohl mit der Sicherheit der Fahrzeuge als auch mit den Rettungsdiensten noch nicht soweit bestellt war wie heute, war es zwar äußerst tragisch aber keineswegs ungewöhnlich, dass ein solcher Unfall gleich zwei Todesopfer forderte.

Bei der Untersuchung des komplett ausgebrannten Wracks durch den Kaisersescher Kfz-Meister Karl Eugen jedoch, entdeckte dieser ein paar Merkwürdigkeiten. Seiner Untersuchung nach hatte der Wagen schon vor dem Aufprall auf den Baum Feuer gefangen, und auch einige technische Fehler an dem VW waren für ihn unerklärlich: sowohl Brems- als auch Benzinleitungen wiesen an mehreren Stellen winzige Löcher auf. Nach Ansicht Eugens reichten diese Schäden einwandfrei aus, um den Wagen einerseits zum Entflammen zu bringen, als auch, ihn unbrembar zu machen. Außerdem fiel ihm ein seltsamer Geruch im Wageninneren auf, der selbst für ein komplett ausgebranntes Fahrzeug ungewöhnlich war.

Er teilte der Polizei diese Punkte mit, die daraufhin eine genaue Obduktion der Leichname veranlasste und Karl Eugen bat, zusammen mit zwei Beamten nochmals die Unfallstelle zu begutachten.

Am Unfallort selbst, der dicken Eiche, die kaum einen Schaden durch den Aufprall genommen hatte, fiel zunächst niemandem etwas Ungewöhnliches auf. Da jedoch bemerkte Karl Eugen erneut den seltsamen säuerlichen Geruch, der ihm bereits an dem VW aufgefallen war. Als er die Polizeibeamten darauf aufmerksam gemacht hatte und auch diese den Geruch bemerkten, schnüffelten sie wie Spürhunde rund um die Unfallstelle herum.

Der Geruch stammte anscheinend von einem riesigen Ameisenhaufen, der unmittelbar hinter der Eiche gelegen war, und der durch das Feuer des brennenden Wagens teilweise angesengt wurde. Bevor die Feuerwehr nach dem Unglück den PKW und das Gebüsch gelöscht hatte, waren anscheinend Tausende von Ameisen zum Opfer der Flammen geworden. Als ein Polizist zur Überprüfung dieser Vermutung ein Eichenblatt, auf dem ein paar Ameisen herumliefen, mit seinem Feuerzeug verbrannte, trat genau dieser Geruch - diesmal nur kräftiger - auf.

"Aber warum roch gerade das Wageninnere so nach diesen Viechern?", fragte sich Eugen.

Die erneute Untersuchung des Autowracks als auch die Obduktionsergebnisse der beiden Opfer brachten dann wieder etwas mehr Licht in das geheimnisvolle Geschehen. Überall im VW-Käfer fanden sich Spuren von verbrannten Ameisen; nicht nur im Innenraum, auch im Bereich des Motors, des Kofferraumes und unter den Sitzen hatte sich vor dem Unfall anscheinend ein ganzes Volk dieser fleißigen Krabbeltiere eingestet.

Das obduzierende Krankenhaus teilte dann noch mit, dass an den Körpern beider Opfer zahlreiche verbrannte Ameisen festzustellen waren, der Fahrer also anscheinend durch eine plötzliche Invasion der Tiere die Gewalt über das Fahrzeug verloren hatte. Andere Untersuchungen bestätigten einwandfrei die Vermutung von Karl Eugen, dass der Wagen bereits vor dem Aufprall auf den Baum gebrannt habe.

Durch diese Ungereimtheiten bei dem grausamen Tod des Paares, erinnerte man sich dann auch daran, dass das getötete Paar unter ungewöhnlichen Umständen vier Jahre zuvor die Ehe miteinander eingegangen war. Der Mann war bereits vorher verheiratet gewesen, seine Frau aber ein Jahr nach der Eheschließung spurlos verschwunden. Von einem Tag auf den anderen fand sich von ihr keine Spur mehr und trotz Vermisstenfahndung der Polizei und der Nachforschungen der Familien blieb sie verschollen. Da man auch nicht die geringste Ahnung hatte, wohin sie sich abgesetzt haben könnte und jegliches Lebenszeichen von ihr ausblieb, wurde ihre Ehe nach zwei Jahren annulliert, so dass der verlassene Mann seine neue Ehe schließen konnte. Als die erste Frau des Mannes auch nach 5 Jahren noch nicht wieder aufgetaucht war, wurde sie von Amts wegen für tot erklärt und der Witwer erhielt nun eine nicht unbedeutende Lebensversicherung ausbezahlt. Dieses Geld ermöglichte es ihm, zusammen mit seiner zweiten Frau ein Haus zu bauen und im Ort eine kleine Firma zu gründen, die in diesem Jahr gerade anfang Gewinne abzuwerfen.

Nun wurde auch die Kriminalpolizei hinzugezogen, um die Umstände dieses ungewöhnlichen Unfalls aufzuklären und festzustellen, ob eventuell ein Verbrechen vorlag.

Bei der erneuten Untersuchung der Unfallstelle fand sich auf dem Ameisenhaufen hinter der Eiche eine Art Schnalle von einem Gürtel oder einem Schuh genau vor einem größeren Loch im Haufen, der von unzähligen Ameisen als Ein- und Ausgang benutzt wurde. Als ein Polizist mit einem Stock in eben diese Höhle stach, stieß er sogleich auf einen festen Widerstand. Vorsichtig schaufelte man diesen Teil des Ameisenhaufens auf die Seite und fand einen menschlichen Schädel nur ca. 10 Zentimeter unter der Oberfläche des Ameisenhaufens. Weitere Spezialisten der Spurensicherung wurden hinzugezogen und untersuchten dann den gesamten Bau: Bis in eine Tiefe von fast zwei Metern (was für einen Ameisenhaufen dieser Größe nicht ungewöhnlich ist) fand sich das komplette Skelett eines Menschen. Alle Knochen waren fein säuberlich abgenagt; nur ein paar Knöpfe und Schnallen sowie künstliche Gebissstücke der Leiche hatten dem Appetit der Ameisen widerstanden.

Kriminalistische Untersuchungen brachten schnell zutage, dass das aufgefundene Skelett der Leichnam der ersten Frau des Unfallopfers war. Sie war vor nunmehr 8 Jahren mit mehreren Schüssen getötet worden. Die Waffe aus der die Schüsse stammten fand sich bald darauf im Haus des verunglückten Paares.

Mit großer Wahrscheinlichkeit, so wurde von der Kripo rekonstruiert, hatten die beiden die Frau in die Nähe des Ameisenhaufens gelockt, sie dort dann ermordet und den Leichnam dann im Ameisenhaufen vergraben.

Die Ermittlungsakten der Staatsanwaltschaft wurden nur wenige Wochen nach dem grausigen Fund geschlossen. "Mord aus Habgier; beide Täter verstorben", lautete das Ergebnis. Wenn auch die Fakten der Mordtat vor acht Jahren nunmehr lückenlos aufgeklärt waren, so blieben dennoch einige rätselhafte Fragen ungelöst...

...Warum geschah der Unfall des Mörderpaares genau an der Stelle, an der beide vor vielen Jahren den Mord an der Frau des Mannes begangen hatten?

...Wodurch hatte der Wagen bereits vor dem Aufprall Feuer gefangen? Was hatten die vielen Ameisen im Autowrack zu bedeuten und woher kamen die ungewöhnlichen Schäden an den Brems- und Benzinleitungen? (Biologen teilten der Kriminalpolizei mit, dass die Säure von Ameisen nach dem bisherigen Forschungsstand nicht dazu in der Lage ist, Leitungen aus Metall zu beschädigen)

...Und - war es Zufall, dass die Gürtelschnalle ausgerechnet an diesem einen Tag von den Ameisen an die Oberfläche befördert wurde und so erst den Polizisten das Auffinden der Leiche ermöglichte?

Viele der Fragen zur Aufklärung dieses Verbrechens werden wohl auf ewig unbeantwortet bleiben. Der Ameisenhaufen jedenfalls wurde von dem Volk nur wenige Wochen nach diesen Ereignissen verlassen. Heute findet sich keine Spur mehr von ihm.

Die dicke Eiche aber steht immer noch. Inzwischen sind die Schäden an der Rinde kaum noch zu erkennen; im Laufe der Jahre sind sie fast vollständig zugewachsen.

Einige Leute in unserem Ort behaupten jedoch auch heute noch steif und fest, dass an manchen Tagen an der Unfallstelle nachts ein rotglühender VW-Käfer herumfährt. Flammen würden aus seinem Inneren schlagen und man würde aus dem Wagen heraus schreckliche Schreie hören, die von dem Paar stammen sollen, welches vor nunmehr weit über 30 Jahren diesen schrecklichen Mord begangen hat...

* * * * *

Diese Geschichte war eine von den ersten, die in unserem Stamm erzählt wurden. Aus unseren Pfingstlagern am Faider "Bohnertkumb" (wo sie von Werner Lutz erfunden wurde) ist sie inzwischen genauso wenig wegzudenken, wie der anschließende Spaziergang zum Ort des Geschehens:

Zwei oder drei Leiter fahren dann mit einem PKW um Punkt Mitternacht auf einem Feldweg in ca. 100 Metern Entfernung an der Schar vorbei. Aus den Wagenfenstern werden brennende Pechfackeln gehalten und die Leiter schreien so laut sie nur können, da sie ja gerade "verbrennen"...

Gerade mit den Fackeln ist im Wald natürlich äußerste Vorsicht angebracht! Aber auch wenn die Täuschung selbst für den kleinsten Wölfling durchschaubar und plump ist - einen kalten Schauer jagt die "Show" auch so manch älterem Augenzeugen über den Rücken.

© by Franz-Josef Knöchel, 1996.

Urheberrechtlich geschützt - alle Rechte vorbehalten.

Über den privaten Gebrauch hinausgehende Vervielfältigung sowie die Übertragung auf elektronische Datenträger ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung gestattet.